

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

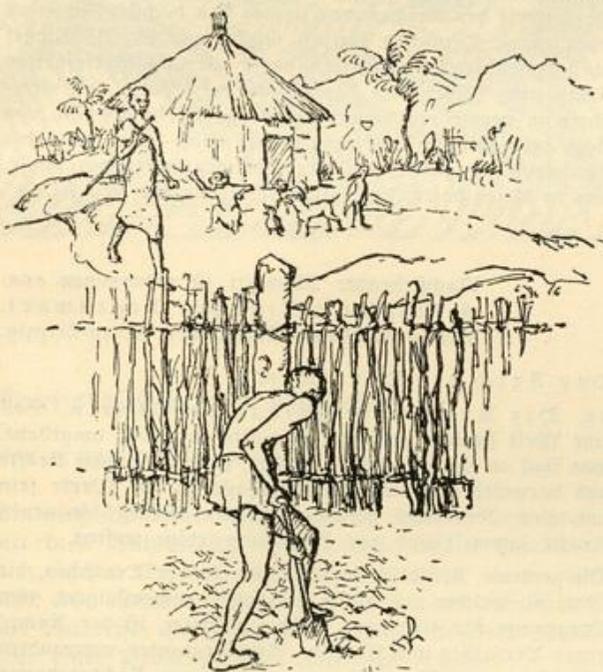
## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Aus neuen Büchern und Schriften

spielt sie, und Mfuku und Zili bereden gleich ein neues Vorhaben, als sei nichts geschehen, und sie nehmen Fanggerät oder Werkzeug oder Gewaffen auf und schlendern einzeln oder zusammen in den Forst. Danach hängt es an ihrem Glück und Geschick, wie lange das freie, gesunde Leben dauert, zuweilen können sie in Wochenfrist wieder trinken, in magerer Zeit dauert ihr Friede sechs und acht Wochen. —

\*

Nachdem Mfuku eine Zeitlang gegraben hat, blafft Ringhals an der Hütte, und der Affe freischt dazu. Sie melden die Annäherung eines fremden Wesens. Die Meldung ist ganz kurz. Mfuku merkt, daß ein Mensch herankomme, dessen Witterung den Tieren nicht ungewohnt ist. Mfuku pfeift einen lauten Pfiff



und werfelt weiter. Von der Hütte blickt das Tiervolk jetzt neugierig zu ihm herunter, und hundert Schritte von der Hütte biegt ein Schwarzer in roter Decke, den Stock im Arme, aus einer der hellen Pfadrinnen, die der Hütte zulaufen, und nimmt geradewegs durch die dunkle Grasasche den Jaun an. Er wandert in langen unhaftigen Schritten. Er bleibt nahe dem Jaune stehen und grüßt, und Mfuku grüßt wieder.

Mfuku fragt: „Welche Neuigkeit willst Du erzählen, Dumani?“ Der Besucher antwortete: „Ich weiß nichts ganz Neues; ich sehe, Du machst jetzt einen Garten zurecht.“ Er setzt sich. Es könnte scheinen, er habe den Gang über Land nur unternommen, um die Grabarbeit genau zu überwachen. Als jedoch Mfuku sich aufrichtet und den Schweiß von der Stirne wischt, sagt der Besucher: „Umlungu Mfuku, alle Leute erzählen etwas. Die Leute erzählen, daß jetzt das Land tot sei. Wer ist der Feind? Du sollst es mir erklären.“ — Das Land ist tot, heißt: Es ist Krieg geworden. — Mfuku antwortet achselzuckend: „Vielleicht machen die schwarzen Leute irgendwo Krieg. Vielleicht machen die Buren im Burenlande wieder Krieg. Vielleicht erzählen die Leute eine Lüge.“ Dumani erwidert bestimmt: „Das Land ist tot. Die schwarzen Leute machen nirgends Krieg. Die Buren machen auch keinen Krieg. Es ist keine Lüge, weil der Drost es selbst gesagt hat. Aber wir wissen nicht, wer der Feind ist, und Du weißt es auch nicht, und Du gehörst selbst zu den Weißen, und es ist ein Krieg unter Weißen? Warum ist Krieg unter Weißen? Wer will unser Vieh rauben, Mfuku?“ Dumani ist jetzt redselig geworden und wiederholt dieselbe Frage immerfort mit veränderten Folgefragen. Das Spiel gewährt ihm Beschäftigung und Befriedigung, zumal Mfuku unaufgefordert eine Handvoll Tabak herüberreicht. Beim Abschiede erklärt Dumani ein wenig tadelnd, er müsse jetzt die Antwort an anderer Stelle suchen gehen. Mfuku, der dem Gerede nicht viel Gewicht beigelegt hat, läßt ihn ein, zurückzukehren, wenn er etwas Schlüssiges in Erfahrung gebracht habe. Dumani verspricht die baldige Rückkehr mit einer großen Neuigkeit.

Aber es geschieht nur so, daß auch Zili außer einem Eimer, der ganz voll triefender Honigwaben liegt, und außer wütenden Bienen, die ihn verfolgen und wenig bekümmern, die zwei schweren Worte aus dem Forste herausbringt: „Iizwe ifile“, das Land ist tot. Da horcht Mfuku auf. Zili berichtet: „Wo Leute des Menschenvolkes im Forste sind, wird es erzählt und wird es beredet.“ Da fragt Mfuku selbst: „Zili, wer ist der Feind?“ Zili antwortet: „Niemand weiß etwas von dem Feinde zu sagen!“ Zili trottet mit dem Eimer und den verfolgenden Bienen zur Hütte. Mfuku kann deutlich hören, wie Zili spricht: „Ich grüße euch guten Leute aus dem Tiervolke. Ich muß euch mitteilen, daß das Land tot ist.“ Zilis ankämpfende Ermahnungen werden übertönt durch das Gezeter des nach den Bienen schlagenden Affen.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus neuen Büchern und Schriften.

Aus: Wilhelm Pleyer: Der Pächner / Ein Grenzlandschicksal. Verlag Alb. Langen / Georg Müller, München.

„Siehst, Georg, da ist das Haus, in dem Bismarck in den letzten Jahren gewohnt hat. Dort drin sind wir gestanden selbiges Mal, dort aus der Tür ist er herausgekommen ... ja, dort ...“

Wir gingen auf einen kleinen Berg hinauf. An einem Gartentor stand ein Mann und sagte, Kinder dürfen ohne besondere Erlaubnis nicht hinein.

„Den Buben, Herr Pförtner, den lassen Sie nur mit hinein. Dem hab ich jetzt schon ein paar Jahr lang von Bismarck erzählt; in der Sache hat er schon das Alter.“ „Es tut mir leid, Vorschrift ist Vorschrift.“

„Es tut mir auch leid“, sagte der Ludwig, „aber Vernunft ist Vernunft. Der Bub ist ein gescheiter Kerl, der erzählt Ihnen von Bismarck was Neues, wenn Sie wollen. Er ist bis aus Böhmen wie ein Erwachsener mit nach Friedrichsruh gekommen, jetzt lassen Sie ihn halt auch wie einen Erwachsenen die letzten paar Schritt weiter!“

„Ganz richtig!“ sagten ein paar Herren und Frauen hinter uns. Da gab der Mann nach, aber es schaute aus, als ob er die Kröt schluckte.

Wir standen vor einer Kapelle, es war eigentlich schon mehr eine kleine Kirche. Ich flüsterte hinauf zum Patherren: „Du, Ludwig, was ist das?“

Er machte nur: „Wirst schon sehn ...“

Wir traten ein, und ich sah, daß es auch inwendig eine kleine Kirche war; aber hinter der Kanzelle, wo daheim der Altar steht, standen nur zwei kleine Häuser aus röthlichem Marmor.

Der Ludwig nahm mich bei der Hand und führte mich ganz nahe dorthin. Und ich buchstabierte die Goldbuchstaben, aus denen zu ersehen war, daß die Marmorgehäuse dem Fürsten und der Fürstin Bismarck gehörten.

Rund um sie lagen und lehnten und hingen hundert Kränze mit den Farben Schwarz-Weiß-Rot und den bekannten, so wohlbekannten Farben Schwarz-Rot-Gold, auch ganz vornehme Kränze mit lichtblauen Schleifen voll Silberschrift. War auch daran viel zu buchstabieren. Wie ich das tat, spürte ich, daß mir der Patherren mit seiner schweren Hand meine viel kleinere immer fester drückte, und auf einmal war es grad zum Schreien. Das machte er auch sonst gern, solche Alberigkeiten, und ich tat auch diesmal, was ich ein anderes Mal getan hatte: „Au, au, Ludwig!“ sagte ich. Da ließ er mich los.

Und dann fing der Ludwig gar an zu singen:

„Da drinne liegt — —“

Und mit noch höherer Stimme:

„Da drinne liegt — —“

Na, Ludwig, denk ich, kannst denn da in einer Kapellen für dich singen, wenn wir nicht einmal allein sind? ...

Wie ich aufschau, an dem langen Ludwig hinauf, steht der da und hat die Hände vorm Gesicht und ruckt und schwankt wie ein Baum im Sturm.

„Ludwig, was hast denn?“

Er hört mich nicht.

Mich überfällt eine furchtbare Bangigkeit. Ich schau um mich. Hinter uns stehen tieferst die anderen Leute. Der Herr, der mit uns gefahren ist, steht auch da. Sie raunen was. Um Gottes willen, lausch ich, was ist denn?!

Da hör ich, und mich durchfähret's — —:

... a u s Ö s t e r r e i c h ...“

\*

Aus: Ludw. Bäte: Der Friede. Brunnen-Verlag / Willi Bischof, Berlin SW 68.

Der Kurfürst dankte Wittgenstein mit freundlichem Händedruck. Der atmete erlöst auf, der Herr war also nicht gekommen, um ihm Vorwürfe zu machen, wie er befürchtet, als ihn sein Kurier nach Lengerich befohlen.

„Wir müssen zum Ende kommen“, sprach Friedrich Wilhelm langsam in den kalten Raum, den die beiden Altarferzen kümmerlich genug erhellen, „damit das geliebte Vaterland deutscher Nation nach so lange ausgestandenen Drangsalen in beständige Sicherheit gesetzt werde. Wir hätten unsere ansehnlichen Lande am liebsten behalten, doch wollen wir die Schmach und Unbill des Friedens wegen vergessen und dem neuen Nachbarn ein friedliebendes Gemüt und beständige treue Freundschaft zeigen.“

Es mag anfangs schwer werden“, meinte er, mit der Hand über die schon faltige Stirn streichend, „aber es muß gehen, Gottes Werk steht höher als unser Tun!“

Sie gingen die Stufen zum Altar hinunter und knieten nieder. Der winterliche Mond kam in den kalten Raum. Man hörte nichts weiter als das tiefe Atmen der Männer, das Klirren der Sporen auf dem Stein und von draußen her das dumpfe Schnauben der Tiere.

Friedrich Wilhelm bat seinen Gesandten, mit in seinen Wagen zu steigen. Die übrigen Herren setzten sich in Wittgensteins Kalesche, die schwerfällig hinterherfuhr.

Die Bürger, denen man den ungewöhnlichen Gast doch nicht hatte verheimlichen können, riefen „Vivat Fredericus“ und schaukelten dann behäbigen Schrittes in die Kneipen, bei einem deftigen westfälischen Korn das Ereignis bedachtsam zu überlegen.

Der Kurfürst aber setzte unterdessen dem Grafen auseinander, wie nur ein wahrer Friede auf die Dauer möglich sei, daß nämlich jeder fürst das Seine tun müsse, um das allgemeine Interesse zu fördern, anstatt darauf zu sehen, mit fremden Staaten Bündnisse einzugehen und dadurch die Einheit des Reiches, das immer das höchste Gut eines jeden guten Deutschen bleiben müsse, wie ein Maulwurf zu unterwühlen. Separation dürfe niemals Satisfaktion finden. Es käme nicht darauf an, die Glorie des Herrschers zu vermehren, sondern stets das Wohl des ihm von Gott anbefohlenen Volkes zu heben, selbst dann, wenn der Fürst auf ein gütliches Übereinkommen verzichten müsse, was in diesen bösen Zeitläuften oft genug der Fall sei.

\*

Nachstehender Abschnitt ist entnommen aus:  
S. Eibl: Vom Sinn der Gegenwart.  
Verlag Wilhelm Braumüller, Wien-Leipzig.

Das Reich der Deutschen.

45. Die Kraft zum Aufbau des Neuen. Soll eine Welt herangezogen, eine alte aufgelöst, umgebaut, was faul an ihr, vernichtet werden, so müssen viele Kräfte und darunter eine alle zusammenfassende am Werke sein und eine Idee muß gefunden werden, welche die neuen Kräfte sammelt und das Lebensunwürdige zerlegt.

Die zentrale Kraft ist der Lebenswille der Deutschen, die Idee, an welcher sich dieser entzündet, emporsteigert, zum Programm für eine neue Kultur gestaltet, ist der Kampf gegen Versailles und Moskau, Repräsentanten verwandten Ungeistes, zur Herausführung einer neuen Rechtsordnung als Grundlage für ein vernünftiges Zusammenleben der Völker und zur Rettung der abendländischen Bildung. Man kann geradezu sagen — wenn man sich einen Augenblick auf den Standpunkt eines höheren Geistes zu versetzen wagen wollte. —: Soll die abendländische Bildung auf eine neue Bewußtseinsstufe gehoben werden, so gab es keine aussichtsreichere Methode als die, den Lebenswillen des in der Mitte des Abendlandes gelegenen, des vieldeutigsten, vielseitigsten, auch geistig nach allen Seiten offenen und zugleich mächtigsten Volkes zu zwingen, zunächst zu einer neuen Rechtsordnung, in weiterer Konsequenz zu einer neuen Auffassung von der Wertordnung, zu einem neuen Weltbild vorzustoßen.

Der erste Gedanke, auf den sich Erkenntnis, Wille, Gefühl und Phantasie vorläufig aller Deutschen, später aller guten Europäer richten muß, ist dieser: Die sogenannten Verträge von Versailles und St. Germain sind ein ungeheurer Frevel, in Hinsicht auf die Menge der daran beteiligten Menschen der größte, in Hinsicht auf seine Wirkung für das Ansehen der abendländischen Kulturgemeinschaft der gefährlichste Frevel der bisherigen politischen Geschichte. Diese Verträge sollten, solange nicht in opportunistischer Anpassung an eine offizielle Terminologie, sondern sachlich geredet wird, nicht als Verträge, sondern nur als Vertragsbrüche bezeichnet werden. Denn sie widersprechen dem Präliminarfriedensvertrag vom 5. November 1918.